

CHRISTIAN HUSTER



KÖNIGLICH

VON DAVID LERNEN, EIN MANN NACH
DEM HERZEN GOTTES ZU WERDEN



Inhalt

Prolog	11
Der zweite Weg – Das Abenteuer formt den Mann	13
Der ungeliebte Geliebte – Ein Mann und sein Herz	22
Feldwebel Hammer – Gottes Trainingsplan	31
Von der Schafweide zum Königshof – Mit Gottes Augen sehen	37
Sauls tragische Lebensbilanz – Wenn Stolz die Heilung verhindert.....	42
Dauids langer Weg zum Aufstieg – Wenn Gott sich Zeit lässt	55
Königliche Kampfkunst – Ermutiger sein	59
Die Kunst der Selbstverleugnung	68
Getriebener oder Gestalter sein?	71
Aus Fehlern lernen	83
Einstehen für Wahrheit, Gerechtigkeit und Demut	92
Das Herz eines Hirten entwickeln	96
System oder Beziehung?.....	102
Falsche Loyalitäten?.....	109
Gott redet und Könige hören	113
Anbeter werden.....	127
Die Heiligkeit Gottes ernst nehmen	134
Selbstbeherrschung als königliche Tugend	144
Buße als königliche Kernkompetenz	151
Liebevoll Grenzen setzen	157
Epilog.....	168

*Dieses Buch wurde für Männer geschrieben.
Es kann aber durchaus auch von Frauen gelesen werden.*

Christian Huster

*„Vor dem Sturz ist das Herz eines Mannes stolz;
und ehe man zu Ehren kommt, muss man demütig sein.“*

Sprüche 18,12

PROLOG

Dies ist ein Buch für Könige und alle, die es werden wollen. Doch warum Könige? Warum nicht Müller, Zirkusdirektoren oder Comiczeichner? Ich glaube, dass Gott jeden Mann dazu berufen hat, ein König zu sein. Bevor Sie nun vorschnell Ihre Mietwohnung kündigen, lassen Sie mich bitte erklären, wie ich das meine. Sicher, bei einem König schwingt die Vorstellung von einem prunkvollen Schloss und einer gefüllten Schatzkammer mit. Darum wird es hier aber nicht gehen.

Wenn in diesem Buch von Königen die Rede ist, dann geht es um Männer nach dem Herzen Gottes. Männer, die ihrem Wesen nach königlich zu nennen sind. Männer, die wissen, woher sie stammen, deren Heimat der Himmel ist – und die entsprechend handeln. Das ist auch die ursprüngliche Bedeutung von *König*: ein aus vornehmerem Geschlecht stammender Mann. Wer Jesus Christus nachfolgt, der darf Gott seinen Vater nennen. Gibt es eine vornehmere Herkunft?

Die Geschichte ist voll von Männern, die sich selbst Könige nannten, aber nur wenige von ihnen waren es wirklich. Die meisten missbrauchten ihre Macht, weil sie sich nicht für das Wohl ihrer Untertanen, sondern nur für ihr eigenes interessierten. Es ging ihnen um Prunk und Prestige, sie liebten das Laster und verschuldeten den Tod unglaublich vieler Menschen, die sie um ihrer eigenen Ehre willen auf die Schlachtfelder dieser Erde schickten.

Männer nach dem Herzen Gottes streben nicht nach Macht, sie übernehmen Verantwortung – für sich und ande-



re. Ihr Königreich ist der Platz, an den Gott sie gestellt hat. Väter übernehmen in ihrer Familie Verantwortung, Pastoren in ihrer Gemeinde, Chefs in ihrem Unternehmen, Bürgermeister in ihrer Stadt, Angestellte in ihrer Aufgabe, Leiter in ihrem Team, Lehrer in ihrer Klasse, Busfahrer in ihrem Bus. In alledem repräsentieren sie als Könige ein Königreich, das sehr viel größer und herrlicher ist als ihr eigenes. Sie regieren, um mit ihrem Herrschaftsstil den widerzuspiegeln, der ihr eigener König ist und daher auch diesen einzigartigen Titel trägt: *König der Könige*.

Zu werden wie er ist der Auftrag jedes Mannes. Um herauszubekommen, wie das gehen kann, wollen wir das Leben eines anderen, sterblichen Königs betrachten.

Eines Königs, der ein Sünder war wie wir und von dem doch geschrieben steht, dass er ein Mann

nach dem Herzen Gottes war. Sein Name ist David, der Sohn Isais. Bei ihm werden wir

nicht nur auf Vornehmes und Edles treffen, sondern auch auf Verwerfliches und Abscheuliches. Doch es sind eben nicht nur seine Stärken,

sondern auch seine Schwächen, die uns helfen werden

zu begreifen, was uns zu Königen macht, zu Königen wie David.

MÄNNER NACH
DEM HERZEN GOTTES
ÜBERNEHMEN
VERANTWORTUNG.
IHR KÖNIGREICH IST
DER PLATZ, AN
DEN GOTT SIE
GESTELLT
HAT.

Christian Huster





DER ZWEITE WEG -

Das Abenteuer formt den Mann

Für mich war die Sache klar. Wenn Peter mir die Entscheidung schon überließ – also bitte, sie war schnell gefällt. Die Herausforderung war auch so schon groß genug. Der graue Felsenkamm lag vor uns wie ein Stegosaurier, schroff, gedrungen, gefährlich. Ich war einer von 16 Studenten der Abenteuer-Bibelschule (Adventure Bible School, ABS) in Neuseeland. Als Deutscher zählte ich mit meinen 26 Jahren schon zu den älteren Semestern, viele der Nordamerikaner in unserer Gruppe waren erst um die 18. Das Motto war: „Step out of your comfort zone!“ Ja, schon, aber alles bitte in Maßen.

Ich hatte ja auch nicht den Anspruch von Jan, dem Holländer. Er hatte vor unserem Aufbruch, als unsere Rucksäcke mit der strengen Packliste abgeglichen wurden, tatsächlich versucht, sein „nice little pillow“, ein aufblasbares Reisekissen, einzuschmuggeln. Doch er war an Adams stoischem Alabama-Lächeln gescheitert. Adam, der Amerikaner, war Peters rechte Hand und sorgte dafür, dass alles nach den



Regeln der ABS ablief. Dazu gehörten auch die Liegestützen für die ganze Gruppe, wenn sich jemand bei unseren Treffen verspätete. Wir mussten so lange pumpen, bis derjenige endlich eintraf, auf den wir keuchend warteten. Schon klar, dass wir uns auf Entbehrungen einzustellen hatten und Kissens Fehlanzeige waren. Abenteuer eben. Aber bitte alles in Maßen.

Angeblich hatten in „Der Herr der Ringe“ Orks vor diesem Felsen gekämpft, was ihn besonders, aber nicht sympathischer machte. Eine prächtige Kulisse bot er zweifelsohne. Wir sollten ihn nun selbst in Form einer Traverse bezwingen. Unser Auftrag war es also nicht, an einer seiner Seiten hochzuklettern, sondern den schmalen Saurierrücken der Länge nach zu überqueren, quasi vom Schwanz zum Kopf. Peter und Adam waren vorausgeklettert und hatten dabei ein Seil über den schmalen Grat gespannt, an dem wir uns mit Karabinern sichern konnten. Peter war gebürtiger „Kiwi“, ein „Outdoorsman“ wie aus dem Buche. Ein blonder, bärtiger Hüne, das Gesicht von der in Neuseeland aggressiven Sonne gegerbt. Er war Asket durch und durch, was wir vor allem schmerzlich daran merkten, dass unsere Essensrationen bis auf die letzte Kalorie berechnet waren. „Natürlich *könnt* ihr mehr essen“, pflegte er uns in die hungrigen Gesichter zu sagen. „Aber ihr *braucht* nicht mehr.“

Er war es auch, der uns in das Traversenklettern einwies. „An einer Stelle könnt ihr euch entscheiden, wie ihr weiterklettern wollt“, sagte er. „Ihr stoßt auf ein Hindernis, um das ihr entweder rechts oder links herumklettern könnt.“ Ich merkte auf. „Der rechte Weg ist der einfachere“, fuhr Peter fort. Mein Blick folgte seinem ausgestreckten Arm. Er deutete auf die Seite des Felsens, auf der wir uns befanden. Zwanzig Meter mochten es sein, die man dort oben unter sich hatte. Das war mehr als genug für jemanden, der das



Klettern am Fels nicht zu seinen Leidenschaften zählt. Meine Muskeln sind grundsätzlich eher auf Schnellkraft als auf Ausdauer angelegt. Beim Klettern verlassen die Kräfte sie allzu schnell, Griffe lösen sich, wo sie es nicht sollen, und ich falle. Ich hasse das, aber so ist es nun einmal.

„Der linke Weg ist sehr viel schwieriger zu klettern“, fuhr Peter fort, als ich meine Entscheidung längst gefällt hatte. Ich wusste, dass der Felsenkamm auf der anderen Seite nicht nur zwanzig Meter Höhe besaß, sondern nahtlos in eine Schlucht überging, regelrecht ins Bodenlose stürzte. Sollte den linken Weg nehmen, wer wollte, für mich war der rechte Abenteuer genug.

Peter erwartete mich oben an der Gabelung. Seelenruhig kauerte er dort, während meine Hände krampfhaft an den Felsspitzen Halt suchten. Ich hatte der Höhe wegen mit Schwindel zu kämpfen, als ich mich langsam auf Peter zubewegte. Ah, das Hindernis, jetzt also rechts vorbei, dachte ich. Peter dachte etwas anderes. „Nun, Christian, ich möchte, dass du den linken Weg nimmst“, sagte er mit trockener Stimme, als ich nahe bei ihm war. Er schmunzelte. Ich weiß nicht, warum, aber ich widersprach ihm nicht. Vielleicht, weil dies nicht der Ort für eine intensivere Auseinandersetzung war. Vielleicht aber auch, weil ich irgendwo tief in meinem Herzen spürte, dass dies eine Chance war, von denen man nicht viele im Leben bekam. Die Chance auf ein echtes Abenteuer.

Ich willigte ein und Peter begann mir zu erklären, was zu tun war. Der Fels streckte eine lange Nase in Richtung der bodenlosen Schlucht. Irgendwie musste ich an dieser Nase vorbeikommen, unter ihr hindurchklettern – an einer glatten Wand, die gefühlt mehrere Hundert Meter senkrecht in die Tiefe abfiel. Das Sicherungsseil war quer zu ihr gespannt, was absolut kein Trost war. Denn wenn ich fiel, würde es



mich erst nach etlichen Metern auffangen und dann würde ich dahängen, an einer glatten Wand zwischen Himmel und Erde. Dann könnte ich mich nicht einfach wie in der Kletterhalle kontrolliert abseilen. Ich müsste die steile Wand wieder hinaufsteigen, was mir noch schwerer erschien als die eigentliche Aufgabe.

„Wenn du deinen linken Fuß hier herunterlässt, dann kannst du ihn auf einen Felsvorsprung stellen“, riss mich Peter aus meinen Gedanken. Ich tat, was er sagte, doch da war nichts außer einer Tiefe, die meinen Namen zu rufen begann. Langsam zog ich meinen Fuß wieder zurück. „Doch, ganz sicher, da ist etwas“, beharrte Peter. Beim zweiten Anlauf fand ich eine kleine Falte im Fels, auf der ich zwei Zehenspitzen platzieren konnte. Ich versuchte nichts zu denken und richtete meinen Blick stur in die Richtung des Felsens. Auf keinen Fall nach unten schauen! Irgendwie fanden meine Hände und Füße den notwendigen Halt und Schritt um Schritt, Griff um Griff, Stoßgebet um Stoßgebet konnte ich langsam unter der Felsnase hindurchklettern. Auf der anderen Seite zog ich mich wieder auf den nun wie eine sichere Bank wirkenden Grat hinauf und setzte mich auf den Hosenboden. „Ich kann nicht glauben, dass ich das gemacht habe“, keuchte ich. In meinen Schwindel, meine Unsicherheit und meine Anspannung mischte sich zunehmend ein anderes Gefühl: die Freude, etwas Unerhörtes geschafft zu haben.

Das Abenteuer fängt da an, wo wir bereit sind, die Kontrolle über unser Leben abzugeben. Wie ich an jenem Felsen haben wir zum einen die Wahl, unser Dasein in einigermaßen kontrollierbaren Bahnen verlaufen zu lassen bzw. es zumindest mit diesem Ansinnen zu leben. Wir versuchen es durch lückenlose Planung zu kontrollieren und diese durch pausen-

DAS ABENTEUER
FÄNGT DA AN, WO
WIR BEREIT SIND,
DIE KONTROLLE
ÜBER UNSER LEBEN
ABZUGEBEN.



lose Leistung zu realisieren. Gegen den Rest an Unvorhersehbarem versichern wir uns nach Kräften. Oder wir bleiben einfach zu Hause, wo uns nicht mehr als die Decke auf den Kopf fallen kann. Am Ende sind allerdings wir die Kontrollierten, denn die unzähligen Sicherungsseile ketten uns an den Felsen eines behüteten Lebens wie einst den griechischen Götterhelden Prometheus an einen mächtigen Steinbrocken im Kaukasus. Dieser musste sich jedenfalls keine Sorgen machen abzustürzen. Aber er war das Gegenteil eines freien Mannes.

Die andere Wahl, die wir treffen können, ist die des zweiten Weges, des Abenteuers. Der griechische Sagenheld Herakles hat ihn gewählt, als er am Scheideweg stand. Und das, obwohl der einfache Weg verlockender nicht hätte aussehen können: Eine schöne Frau versprach ihm pure Glückseligkeit und obendrauf, ihn vor Schmerzen aller Art zu bewahren. Die zweite Wegweiserin, auf die Herakles schließlich hörte, sah schlicht aus und der Weg, den sie wies, war auf den ersten Blick kein bisschen attraktiver als sie: Mühen und Fleiß würde er erfordern, aber auch Ehre und Bewunderung mit sich bringen. Ob diese zweite Frau auch schmunzelte, als sie zum schwierigeren Weg riet, ist nicht überliefert. Jedenfalls hörte der junge Herakles auf sie – und wurde so zum Helden.

Das Wort „Abenteuer“ geht auf das lateinische „adventura“ zurück, was so viel bedeutet wie: „das, was geschehen soll“. Damit ist ein Geschick gemeint, ein Ereignis, das wir zwar suchen und bewusst in Angriff nehmen, mitnichten aber im Voraus durchplanen oder beim Eintreffen kontrollieren können. Diese Eigenschaften machten es in der Vorstellungswelt des Mittelalters zur Bewährungsprobe eines Helden. Als der legendäre König Artus (der mit der Tafelrunde eine Jagd veranstaltete, um den vermutlich ebenso legendären weißen Hirsch zu jagen, durfte der junge Ritter Erec nicht an ihr teilnehmen. Begründung: Er hatte noch kein Abenteu-



er bestanden. Diese Abfuhr zeigt uns, dass das Abenteuer im Ursprung eine bedeutende, ja ernste Angelegenheit war. Nur der Mann, der in verschiedenen Herausforderungen erprobt war, zählte bei Hofe etwas. Deswegen suchte ein Ritter seine Abenteuer, um durch sie zum Mann zu reifen – zu einem Mann, dem man nicht nur eine Prinzessin, sondern ein ganzes Königreich anvertrauen konnte.

Ich glaube, dass es Gottes Plan für jeden Mann ist, solch ein König zu sein. Ein Mann, der sich in Abenteuern bewährt hat. Ein Mann, dem sich die Prinzessin gerne anschließt. Ein Mann, dem man ein ganzes Königreich anvertraut. Gott beruft uns Männer dazu, dieses Ideal von Männlichkeit anzustreben. „Bis wir alle hingelangen“, schreibt der Apostel Paulus im Brief an die Epheser, „zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes, *zum vollendeten Mann*“ (Epheser 4,13). Dann verweist er darauf, dass dieses Ideal eines vollkommenen Mannes in Jesus Christus Fleisch geworden ist und dass wir Männer genau da hingelangen sollen: „zum vollen Maß der Fülle Christi“.

Das Wort „Advent“ stammt von demselben lateinischen Wort wie Abenteuer. Als der Sohn Gottes beschloss Mensch zu werden, war dies der Auszug eines Mannes in das größte aller Abenteuer. Die Bewährungsproben ließen nicht lange auf sich warten: Schon als Säugling sollte Jesus getötet werden. Und kaum hatte sein Wirken als Messias begonnen, versuchte Satan ihn in der Wüste, um ihn zu Fall zu bringen. Ständig umgaben ihn feindlich gesinnte Menschen, um ihn selbst oder zumindest doch seine Integrität anzugreifen. Doch Christus lebte als vollkommener Mann und seine Feinde konnten ihm bis zu seinem Tod am Kreuz nichts Übles nachsagen. Ganz im Gegenteil: Er verkörperte das Ideal wahrer Königlichkeit. Er triumphierte über den Tod, besiegte den Drachen, rettete die Prinzessin. Daher vertraute ihm sein Vater nicht nur ein Kö-



nigreich an, das Reich Gottes, sondern auch ebenjene wunderschöne Prinzessin, die Gemeinde, eine Braut, „die keinen Flecken oder Runzel oder etwas dergleichen habe, sondern die heilig und untadelig sei“ (Epheser 5,27).

Wir sind als Männer dazu berufen, wie Christus zu sein. „Dass sie gleich sein sollten dem Bild seines Sohnes“, definiert Paulus im Römerbrief diese Bestimmung (Römer 8,29). Mich erinnert das an das Bild eines zum König geadelten Ritters, der seine Abenteuer, seine Bewährungsproben in Angriff genommen und tadellos bestanden hat. Seine Krone aus Dornen erinnert an die Kämpfe, die er durchgestanden hat. Sein Wesen ist das eines wahren Königs, edel, wahrhaft und gerecht. Wenn nun Jesus ein König ist, und wir ihm gleich sein sollen, dann ist es auch die Bestimmung eines jeden Mannes, ein König zu sein. Ein König wie er. Jesus trägt den Titel „König aller Könige“ (Offenbarung 19,16). Wer sind die „Könige“, von denen hier die Rede ist? Mir gefällt der Gedanke, dass wir es sind. Männer, die sich entschieden haben, diesem einen König nachzuzufolgen, um dabei immer mehr in sein Bild verwandelt zu werden.

Der Weg der Nachfolge Jesu ist der Weg des Abenteurers. Das Abenteuer formt den Mann zum König. Bedauerndwert ist, dass vielen Männern ihre Bestimmung, ein König zu sein, nicht bewusst ist. Sie verfolgen dieses gottgewollte Ziel nicht, suchen das Abenteuer allenfalls um seiner selbst, um des Kicks, des Adrenalins willen. Bezeichnend ist, welche Abwertung das Wort „Abenteuer“ schon bald nach dem Mittelalter erfahren hat. Der Ausdruck „Liebensabenteuer“ für den vollzogenen Ehebruch ist dabei das untere Ende der Fahnenstange. Er täuscht Männern vor, Abenteurer zu sein, wo sie Besiegte sind. Casanova war kein König.

DER WEG DER
NACHFOLGE JESU IST
DER WEG DES ABEN-
TEURERS. DAS ABEN-
TEUER FORMT DEN
MANN ZUM KÖNIG.



Dennoch gibt es in jedem Mann die Sehnsucht nach dem echten Abenteuer. Als ich ein Junge war, kamen gerade die ersten Computerspiele auf den Markt. Der Vater meiner Freunde besaß eines der ersten PC-Modelle, sein Schwarz-Weiß-Monitor war nicht größer als heute das Display eines Smartphones. Wir liebten es, auf ihm das Abenteuerspiel „King’s Quest“ zu spielen. Wir steuerten mithilfe der Pfeiltasten ein kleines Männchen durch eine märchenhafte Welt, sein Name war *Sir Graham*. Viele Gefahren, Rätsel und Gegner warteten auf den Ritter mit dem Abenteurerhut (es handelte sich um ungefähr so einen, wie ihn Errol Flynn in der alten Verfilmung von „Robin Hood“ trägt). Nachdem er mit unserer Hilfe (und der des Lösungsbuchs) alle Abenteuer bestanden hatte, wurde *Sir Graham* zu *King Graham* und bekam als Auszeichnung eine Krone auf den Kopf. Grahams Krone war also ohne den Abenteurerhut nicht zu haben. Auch als König, in weiteren Folgen des Spiels, wo neue Gefahren und Bedrohungen auf ihn lauerten, nahm er die Krone immer wieder ab, um sie mit dem Abenteurerhut zu vertauschen.

Wieder und wieder treffen wir in unserem Leben auf Situationen, in denen wir uns entscheiden können, den Abenteurerhut aufzuziehen. Natürlich können wir ihn auch links liegen lassen und rechts am Felsen vorbeiklettern. Den Weg der Sicherheit, der Kontrolle, des geringsten Widerstands wählen, so, wie ich es damals in Neuseeland vorhatte. Wir sparen dabei enorm viel Schweiß und Schrammen. Aber wir werden nicht zu den Königen, zu denen Gott uns berufen hat. Geduldig aber wartet er immer wieder auf uns, dort, an jenen Stellen in unserem Leben, wo der Weg sich gabelt, so, wie damals Peter auf mich gewartet hat. Und wo wir uns den einfachen Weg erwählen, flüstert er uns zu, dass er einen anderen für uns hat, den Weg des Abenteuers, den Weg, der einen Mann zum König macht. Er zwingt uns nicht, ihn zu gehen. Er lässt



uns die andere Option. Doch wie Peter zögert er auch nicht uns mitzuteilen, welchen Weg er für uns vorgesehen hat. Er freut sich, wenn wir ihn wählen, weil er sieht, dass wir unserer Bestimmung folgen. Ob er dabei schmunzelt, weiß ich nicht.





DER UNGELIEBTE GELIEBTE - Ein Mann und sein Herz

David, der Sohn Isais, war ein Junge, der den Weg des Abenteurers wählte, lange bevor er wusste, dass er zum König berufen war. Er folgte dem Flüstern Gottes bereits, als sich abzeichnete, dass sein Herrschaftsgebiet nie mehr als eine Herde Schafe umfassen würde. So konnte Gott ihn zu einem Mann nach seinem Herzen formen, zu einem König, wie Israel keinen zweiten hatte. Die Geschichte Davids lädt uns ein, den Werdegang eines Jungen zum König zu betrachten, um selbst Könige wie David zu werden, Männer nach dem Herzen Gottes.

Menschlich gesehen war David zu Beginn seiner Geschichte das Gegenteil eines Königs. Er lebte in Bethlehem, einem kleinen Kaff acht Kilometer südlich von Jerusalem, von dem der Prophet Micha noch zwei Jahrhunderte später sagte, dass es unbedeutend sei (Micha 5,1). Später würde es



freilich den Ehrentitel „die Stadt Davids“ (Lukas 2,11) tragen und der Geburtsort des Königs aller Könige werden – aber auch für ihn nur in einem Stall bei den Schafe hütenden Außenseitern, wie auch der Junge David einer war.

Von acht Brüdern war er der jüngste. Dadurch hatte er ganz offensichtlich die Rolle des „Kleinen“ in der Familie, die Rolle dessen, dem man nichts zutraut, außer die Schafe zu hüten, und dem man auch nichts anvertraut – außer Schafe. Als der Prophet Samuel Isais Haus betrat, um einen seiner Söhne zum König zu salben, präsentierte der stolze Vater nur die ersten sieben. An David dachte er gar nicht. Er war nicht nur der Kleine, sondern auch der Übersehene, der Abgeschobene, der Unwichtige. Davids eigener Name musste für ihn wie bitterer Hohn klingen, schließlich bedeutet er: „der Geliebte“. Das war er nicht, nicht für seinen Vater, nicht für seine Brüder, nicht für seine Mutter, von der wir nicht einmal den Namen wissen (weswegen manche vermuten, dass David sogar so etwas wie ein „Ausrutscher“ war). Aber für Gott war er kein „Ausrutscher“ – für Gott war er der „Geliebte“.

David war sich dieser Liebe schon früh bewusst. Eines seiner ersten Abenteuer, noch lange bevor er Goliath fällte, war der Kampf gegen die Bitterkeit im eigenen Herzen. Abgeschoben von der eigenen Familie, vergessen vom eigenen Vater. Welche Wunde musste in seinem jungen Herzen klaffen! Es wäre das Einfachste für ihn gewesen, bitter zu werden und mit einer schwarzen Wolke über seinem Kopf bei den Schafen zu kauern. Das wäre nachvollziehbar gewesen, aber auch das Ende seines Abenteuers, noch bevor es begonnen hätte. Einen bitteren König gab es damals schon, einen zweiten von der Sorte konnte Gott nicht gebrauchen.

David ließ es zu, dass Gott ihn am offenen Herzen ope-

DIE GESCHICHTE
DAVIDS LÄDT UNS
EIN, SELBST KÖNIGE
WIE DAVID ZU
WERDEN, MÄNNER
NACH DEM
HERZEN
GOTTES.



rierte und ihn mit seiner Liebe heilte. „Denn mein Vater und meine Mutter verlassen mich“, würde David später in Psalm 27 dichten, „aber der Herr nimmt mich auf.“ David verschloss sein Herz nicht bitter gegen jedermann aus Angst, erneut Ablehnung zu erfahren. Er ließ es zu, dass Gott ihn liebte und sich um seine Seele und sein Herz sorgte. Das tat sicher anfangs weh, weil da jemand in seiner Wunde herumstocherte. Aber nur so konnte sie heilen.

Eine der größten Tragödien im Königreich Gottes – und meiner Ansicht nach der Grund, warum es zu wenige Könige wie David gibt – ist die Ansicht vieler Männer, dass sie niemanden brauchen, der sich um ihr Herz und ihre Seele sorgt. „Seelsorge“ sei nichts für sie, sondern Frauensache. „Ich mache das mit mir selbst aus“, sagen sie.

Was auf den ersten Blick sehr männlich klingt, nach Wildnis, Testosteron und Clint Eastwood, ist in Wahrheit lediglich die Wahl des leichteren Weges – das, wenn wir so wollen, kontrollierte Abseilen aus der Verantwortung für sich selbst. Seelsorge, also die Auseinandersetzung mit seiner eigenen Persönlichkeit, seiner Vergangenheit, der Kindheit, den eigenen Wunden und Unzulänglichkeiten, den anezogenen Lebenslügen und blinden Flecken bedeutet hingegen Blut, Schweiß und Tränen.

Diesen Kampf mit sich selbst aufzunehmen, ist Teil des Abenteurers, das Gott für uns vorgesehen hat. Ein Mann, der Gott nicht an seinem Herzen operieren lässt, ihn dieses nicht beschneiden lässt (Apostelgeschichte 7,51 und Römer 2,29), kann kein König wie David werden. Nicht der Muskel macht den Mann, sondern das Herz.

Wohlgemerkt, wenn ich von Seelsorge oder geistlicher Begleitung spreche, geht es mir nicht darum, in akuten Not-situationen einen Gesprächspartner zu haben, was selbstver-

NICHT DER MUSKEL
MACHT DEN MANN,
SONDERN DAS HERZ.



ständig wichtig ist. Ich meine hier Seelsorge, bei der wir systematisch unsere Vergangenheit, prägende Erlebnisse in der Kindheit, unsere Rolle in der Herkunftsfamilie und speziell als Männer unsere Vaterbeziehung aufarbeiten. Die Ziele solcher Seelsorge und geistlicher Begleitung sind Heilung, Heiligung und Reifung. Wenn wir nicht wie Saul einen König abgeben wollen, der in seiner Bitterkeit Speere um sich schleudert, um Menschen zu verletzen oder gar zu vernichten, kommen wir nicht umhin, uns nach einem ausgebildeten christlichen Seelsorger bzw. geistlichen Begleiter zu erkundigen, um uns bei ihm anzumelden. Und zwar für mehrere Sitzungen.

David jedenfalls sorgte sich um seine Seele – und zwar im Wortsinn: „Hilf mir von allen meinen Verfolgern und rette mich, dass er nicht wie ein Löwe meine Seele zerreißt und sie zerfleischt, weil kein Retter da ist“, betet er in Psalm 7. Das Wundervolle an der Geschichte Davids in der Bibel ist, dass wir nicht nur eine äußerst spannende Handlung vorfinden, sondern dank dem Buch der Psalmen auch Lyrik, in der David seinen Gedanken und den Schreien seines Herzens freien Lauf lässt. Ehrlich und unverblümt erleben wir diesen großen Helden in seinen tiefsten Momenten. „Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele“, fragt er Gott in Psalm 13, „und mich ängsten in meinem Herzen täglich?“

David war nicht nur fähig, seine Gefühle zu benennen – auch das will gelernt sein! –, sondern auch willens. Seine Kampfkraft allein hätte David niemals zu einem Mann nach dem Herzen Gottes gemacht. Simson konnte zwar auch Philister verprügeln, vielleicht sogar noch etwas heftiger als David. Aber hätten Sie diesen jähzornigen Kerl ein Königreich regieren lassen?

Als ich Student war, trainierte ich regelmäßig in einem Fitnessstudio. Schwere Gewichte, wenige Wiederholungen und einen Eiweißshake hinterher: Muskelaufbau, klar. Re-



regelmäßig stieg ich auf die Waage in der Hoffnung, an Gewicht zugelegt zu haben. Ich will nicht um den heißen Brei herumreden: Meine Motivation war es, mit meinen Muskeln mächtig Eindruck auf meine Zukünftige zu machen. Die es noch nicht gab. Aber für den Fall der Fälle eben. Was habe ich nicht an Geld, Zeit und Schweiß in meinen Körper investiert! Über Jahre! Und da spricht auch gar nichts dagegen. Allerdings habe ich erst mit 36 Jahren geheiratet. Da lag die letzte Kündigung eines Fitnessstudio-Vertrages schon einige Jahre zurück. Und da war ich schon in einem Alter, in dem man auf die Waage steigt und hofft, dass man *nicht* an Gewicht zugelegt hat. Die ganze Pumperei hat mir für meine Ehe gar nichts gebracht – so gesehen, hätte ich sie mir sparen können.

Ganz anders verhielt es sich dagegen mit der geistlichen Begleitung, die ich regelmäßig in Anspruch genommen habe! Wie unglaublich wertvoll war und ist jedes einzelne seelsorgerliche Gespräch, das ich ab meinem 31. Lebensjahr gesucht habe, für meine Beziehung mit meiner Frau Jule heute. Seelsorge ist Training für die Seele. Sie macht fit für Beziehungen, indem sie die blinden Flecken in unserem Selbstbild und unserer Lebenshaltung aufdeckt und, wo nötig, auch korrigiert. Und jeder von uns hat diese blinden Flecken. Die Rolle beispielsweise, die wir in unseren ersten sieben Lebensjahren in unserer Herkunftsfamilie gespielt haben, begleitet uns ein Leben lang, wenn wir sie nicht reflektieren. Je nachdem, wie diese Rolle aussah, kann sie uns und denen, die mit uns zu tun haben, im Verlauf unseres Lebens einige Schwierigkeiten einbringen. Dazu ein Beispiel: Die Rolle, die ich in meiner Herkunftsfamilie gelernt habe, war ausgerechnet die des „Geliebten“. Im Vergleich zu David habe ich genau das Gegenteil erlebt. Wir lebten als fünfköpfige Familie gemeinsam mit meinen Großeltern unter einem



Dach – und jeder im Haus mochte mich. Ich erlernte die Rolle, der „Geliebte“ zu sein.

Das klingt zunächst sehr schön – und das war es auch. Als Kind. Das Problem dieser Rolle allerdings ist ihre Einseitigkeit. Der „Geliebte“ will ständig angenommen sein oder angehimmelt werden. Eine einseitige und exzentrische Rolle, die keiner gesunden Beziehung, die auf Gleichwertigkeit angelegt ist, guttut. Meine Frau hat wahrlich Besseres zu tun, als mich ständig anzuhimmeln! Auch für meinen Beruf als Lehrer war die Rolle des „Geliebten“ Gift. Denn wehe, ein Schüler äußerte sich kritisch über mich oder auch nur meinen Unterricht (und so etwas soll bei Schülern vorkommen)! Sofort fühlte ich mich nicht mehr angenommen und war im wahrsten Sinne des Wortes von der Rolle, fühlte mich verstoßen, wie ausgeknockt.

Mit meiner Seelsorgerin zusammen erarbeitete ich daher eine neue Rolle für mich, eine ausgeglichene, mit der ich nicht zwischen „geliebt“ und „verstoßen“ hin und her pendele. In ihr benötige ich es nicht mehr, angehimmelt zu werden, so wie mich auch Kritik an meiner Person nicht mehr komplett aus dem Sattel wirft. Eine gesunde Grundlage für Beziehungen aller Art.

David jedenfalls arbeitete schon früh an seinem Herzen, vielmehr ließ er Gott daran arbeiten, was nicht weniger anstrengend ist. So vergab David seinem Vater. Er vergab ihm, dass er ihn für unbedeutend gehalten, im Prinzip komplett vergessen hatte. Vergebung ist der Weg in die Freiheit, der Freiheit vor allem von Bitterkeit. Dass David sich für diesen Weg der Versöhnung entschied – und dieser Weg ist wieder von der Sorte, die gerne von einem Schmunzeln begleitet wird –, sehen wir daran, dass er später, als er in Israel längst zu Ehren gekommen war, seine Eltern und auch seine Brüder bei sich in der Höhle Adullam aufnahm (1. Samuel 22,1). Er



wies ihnen nicht höflich, aber bestimmt die Tür, sondern bot ihnen Schutz und eine neue Heimat. Er lebte versöhnt mit seiner Vergangenheit.

Viele Männer tun dies nicht. Die Verletzungen ihrer Kindheit verfolgen sie ein Leben lang und berauben sie, da sie sich nie mit ihnen auseinandersetzen, zeitlebens ihrer Königlichkeit. Ich denke z. B. an einen Mann, der als Junge von seinen Eltern ungerecht behandelt wurde. Er hatte es gut gemeint, sogar richtig gehandelt, aber seine Eltern verstanden das nicht, wollten es gar nicht verstehen. Ein Donnerwetter brach stattdessen über ihn herein. Diese Ungerechtigkeit verletzte ihn tief. Nie hat er seinen Eltern diesen Fehler verziehen, als Junge nicht – und auch nicht als Erwachsener. Deshalb läuft er seit jenem unheilvollen Tag als beleidigte Leberwurst durchs Leben, reagiert auf alles zu empfindlich, zieht sich in Konflikten zu schnell zurück und schlägt mit einem großen Knall die Türe zu. Andere werden dadurch verletzt. Den Eltern zu vergeben, was sie damals Ungerechtes taten, würde helfen, ihn befreien, ihn heilen – auch jetzt noch, viele Jahre später. Wird er die Rolle des Beleidigten je überwinden?

Mir kommt ein Junge in den Sinn. Wie David ist er der Kleine. Die anderen in der Klasse erklären ihn zum Opfer. Im Sportunterricht spielen sie ihm gegenüber ihre körperliche Überlegenheit aus, aber nicht nur da: der Pausenhof ist sein tägliches Waterloo. Demütigungen und Niederlagen reihen sich aneinander. Seine Sehnsucht nach Anerkennung zerschellt am spöttischen Grinsen derer, die ihn nicht ernst nehmen, ihn allenfalls mit der Faust bedenken. Da ballt er seine eigene Faust, verborgen freilich in seiner Hosentasche. „Euch werde ich es zeigen!“, sagt er sich. All seine Energie verwendet er nun darauf, die anderen zu übertreffen. Er lernt wie besessen und siehe da, im Abitur lässt er die anderen weit



hinter sich. Die geballte Faust wird zu seiner Lebenshaltung. Mit ihr boxt er sich immer weiter nach oben. Der berufliche Erfolg lässt nicht auf sich warten. Als Geschäftsführer bestimmt er schließlich über die, die ihn einst verlachten. Doch in alledem findet er keinen Frieden. Denn in seiner Hosentasche verborgen ballt sich immer noch die Faust. Sie treibt ihn weiter darin an, seine Mitmenschen zu übertreffen, nie eine Schwäche zu zeigen, den nächsten Triumph in Angriff zu nehmen. Beziehungen scheitern, denn so sind sie nicht möglich. Er ist an der Spitze, aber es ist eine einsame Spitze. Sein Leben würde besser werden, gesünder, friedvoller, reicher, würde er diese Faust lösen. Aber er tut es nicht, vielleicht weiß er gar nicht mehr, dass er sie lösen könnte. Er müsste freilich, im geschützten Rahmen eines seelsorgerlichen Gespräches, noch einmal zurück zu jenem Pausenhof von damals und denen vergeben, die ihm dort die Unterhose über die Ohren zogen.

Da David versöhnt mit seiner eigenen Vergangenheit lebte, war er in hohem Maße attraktiv für andere Menschen, die selbst nichts mehr brauchten als jemanden, der sich um ihre Seele und ihr Herz sorgte. Männer, die mit Schuld und Bitterkeit zu kämpfen hatten, strömten in Davids Höhle wie die Motten in das Licht (1. Samuel 22,2).

Was wohl aus Saul geworden wäre, wenn er sich einem vertrauenswürdigen geistlichen Begleiter mit all seiner inneren Not anvertraut hätte?

Als Hirtenjunge fällt David die wohl wichtigste Entscheidung seines Lebens: Er gab sich der Leere in seinem Herzen nicht geschlagen. Die Tatsache, dass seine Eltern ihn nicht beachteten, vermochte ihn nicht aus der Bahn zu werfen. Stattdessen ging er mit seinem Mangel zu Gott, liebte ihn

AUCH HEUTE
DURCHLAUFEN
DIE AUGEN GOTTES
DIE ERDE UND
SUCHEN NACH
MÄNNERHERZEN,
DIE UNGETEILT
AUF IHN
GERICHTET
SIND.



und ließ sich von ihm lieben. Er richtete sein ganzes Herz auf Gott aus – und so etwas findet im Himmel Beachtung. Um es mit den Worten des Sehers Hanani zu sagen:

„Denn des Herrn Augen durchlaufen die ganze Erde, um denen treu beizustehen, deren Herz ungeteilt auf ihn gerichtet ist.“ (2. Chronik 16,9)

Als also die Augen Gottes die Erde durchstreiften, um jemanden zu finden, der sein Herz (im Unterschied zu Saul) ungeteilt auf ihn gerichtet hielt, blieben sie bei einer einsamen Schafweide nahe Bethlehem hängen. „Ich habe David gefunden, den Sohn Isais, einen Mann nach meinem Herzen, der meinen ganzen Willen tun wird“, fasste der Apostel Paulus die Freude Gottes darüber, David entdeckt zu haben, in Worte (Apostelgeschichte 13,22).

Auch heute durchlaufen die Augen Gottes die Erde und suchen nach Männerherzen, die ungeteilt auf ihn gerichtet sind. Wie viele mag er finden?





FELDWEBEL HAMMER –

Gottes Trainingsplan

Davids Bestimmung war es, einen Riesen zu töten. Doch niemand kommt als Riesentöter auf die Welt. Wer sich Gott mit ganzem Herzen ausliefert, der liefert sich auch Gottes Ausbildungsprogramm aus. Das ist anstrengend und mitunter auch hart. Kein Krieger wird „über Nacht zum Krieger gemacht“, wie es Thomas D. von den Fantastischen Vier einmal getextet hat – zumindest nicht zu einem siegreichen. Die Ausbildung eines Ritters im Mittelalter dauerte beispielsweise 14 Jahre, davon sieben Jahre als Page und weitere sieben Jahre als Knappe.

Um sich bei Saul für den Kampf gegen Goliath zu empfehlen, verwies David auf seine bereits absolvierten Kämpfe. Als erst ein Löwe und dann ein Bär seine Schafe reißen wollten, machte er ihnen eigenhändig den Garaus. Tapferkeit ist nicht angeboren, sie wird erworben. Erwerben kann sie ein Mann nur da, wo er sich entscheidet, nicht wegzulaufen, sondern



zu kämpfen. So ein Mann war David. Wir würden es ihm wohl nicht verdenken, hätte er damals vor dem Löwen die Flucht ergriffen. Wozu auch die Schafe eines Mannes beschützen, der seinen eigenen Sohn vergisst? Warum eine Wunde oder gar den Tod riskieren, wo es doch nur vernünftig war, zurückzuweichen?

Doch so dachte David nicht. In ihm schlug gleichermaßen das Herz eines Hirten wie das eines Kriegers. Die perfekte Mischung für jemanden, der zum König berufen ist. David war fest entschlossen, sein Feld zu behaupten. Die Entscheidung, den Kampf aufzunehmen, der von Gott für uns „bestimmt“

ist (Hebräer 12,1), kommt der Entscheidung gleich, als Mann zu wachsen und zu reifen. Dabei kann man aus der Niederlage ebenso lernen wie aus dem Sieg. Den Kampf zu verweigern aber heißt, in seinem Reifeprozess bestenfalls stehen zu bleiben.

Wie wir dem zwölften Kapitel des Hebräerbriefes entnehmen können, haben die Einheiten, die Gott in seinem Trainingsprogramm für uns vorgesehen hat, häufig schlicht damit zu tun, etwas zu erdulden oder durchzustehen.

Noch bevor der Löwe sein Glück versuchte, hieß es für David die Tatsache auszuhalten, für unbestimmte Zeit auf eine Schafweide abgeschoben zu sein. Abraham musste sehr lange die Tatsache erdulden, keinen Sohn zu haben. Josef musste es erdulden, von seinen Brüdern in eine Grube geworfen worden zu sein. In Ägypten dann musste er das Gefängnis ertragen. Mose musste das Leben in der Wüste aushalten. Zunächst mit Schafen und später mit Menschen, die sich wie Schafe benahmen.

Auf meinem persönlichen Trainingsplan ganz oben stand ein Feldweibel. Gott hatte ihn für meine erste Lektion im Fach „Erdulden“ ausgesucht und heute muss ich zugeben, dass er

WER SICH GOTT
MIT GANZEM HERZEN
AUSLIEFERT, DER
LIEFERT SICH AUCH
GOTTES AUSBIL-
DUNGSPROGRAMM
AUS.



eine ausgezeichnete Wahl war. Damals freilich wähnte ich mich in der Hölle, einer Hölle auf vier Rädern. Feldwebel Hammer war Fahrlehrer bei der Bundeswehr. Und ich sein Opfer. Eigentlich war es ein Privileg, wenn man während seines Wehrdienstes den Lkw-Führerschein machen durfte. „Das ist wie Urlaub“, berichteten die Kameraden begeistert, die von der Fahrschule in die Stammeinheit zurückkamen. „Die Fahrlehrer lassen sich sogar duzen.“ Freilich erzählten sie auch kopfschüttelnd Anekdoten von einem gewissen Feldwebel Hammer, einer Art Klaus Kinski unter den Fahrlehrern. Geschichten davon, wie er z. B. den Golf einer älteren Dame schüttelte, weil sie bei Grün nicht sofort angefahren war. Wie er ein Kind, das einen Schneeball auf seinen Lkw geworfen hatte, durch die Maschinengewehr-Luke mit wüsten Beschimpfungen niederbrüllte (Gott weiß, was er getan hätte, wenn die Lafette nicht leer gewesen wäre!). Oder wie ein Fahrschüler, der nicht sauber geschaltet hatte, aussteigen, unter den Lkw kriechen und sich beim Getriebe entschuldigen musste.

Damals lachte ich auch noch. Doch recht schnell erreichte ich die Weggabelung, an der Gott mit seiner ersten Trainingseinheit auf mich wartete. Konkret sah das so aus: Wir neuen Fahrschüler saßen im Unterrichtsraum des Kraftfahrausbildungszentrums und bekamen unsere Fahrlehrer samt Lkw zugeteilt. Es lief gut für mich: Der mir zugeteilte Unteroffizier wirkte sehr sympathisch. Dann eventuell ein Schmunzeln im Himmel. Jedenfalls entdeckte ein Fahrlehrer plötzlich, dass einer meiner Kameraden laut Akte rotgrünblind war und deswegen gar keinen Führerschein machen durfte. Diese Tatsache stand freilich schon seit seiner Musterung fest. Irgendjemand in unserer Stammeinheit musste sie übersehen und den Kameraden trotzdem zur Fahrschule geschickt haben. Jetzt aber war für ihn Ende Gelände: Er



wurde ausgemustert und postwendend heimgeschickt. Die fatale Folge für mich war, dass alle Fahrschüler noch einmal komplett neu auf die Lehrer verteilt wurden. Ja, richtig, meiner hieß von da an Feldwebel Hammer.

Der Sturm, der nun über mich hereinbrach, war heftig. Er erschütterte mich in Mark und Bein und dauerte vier sehr lange Wochen. Wie gesagt, in meiner Herkunftsfamilie hatte ich gelernt, dass mich jeder mag. Die Schulzeit, die gerade erst hinter mir lag, hatte das bestätigt: Siebenmal war ich zum Klassensprecher gewählt worden, mit allen Lehrern war ich wunderbar ausgekommen. Feldwebel Hammer interessierte das keinen Deut. Er gab mir von der ersten Fahrstunde an zu verstehen, dass ich in seinen Augen ein Niemand war. Und dass er nicht in diesem Lkw saß, um mir das Fahren beizubringen, sondern um Wagner zu hören. Dazu hatte er sich selbst ein Radio mit riesigem Lautsprecher gebaut, einen hölzernen Kasten, den er mit beiden Händen auf seinem Schoß hielt, während ich zu den Klängen des *Walkürenritt*s den olivgrünen Zehntonner durch das bayerische Alpenvorland steuerte.

Einmal, als die Straße gerade sehr kurvenreich und steil ins Tal führte, stieg Feldwebel Hammer nicht, wie man es von einem Fahrlehrer erwarten würde, auf die Bremse, sondern auf das Gas. Gegen seine Pedale war ich machtlos und mir blieb nichts anderes übrig, als allein im Lenken mein Heil zu suchen. Der Lkw brauste wie ein Sturzbomber in die Tiefe. Während Hammer wahrscheinlich gerade ein sehr intensives Wagner-Erlebnis hatte, versuchte ich mit verkrampften Händen den Zehntonner auf der Straße zu halten. Es war Psychoterror nonstop. Das Gefühl, von einem Vorgesetzten grundsätzlich abgelehnt zu werden und die ständige Unsicherheit, mit welchem Wahnsinn ich als Nächstes konfrontiert werden würde, machten mich fertig. Ich ging mit Angst im Bauch ins



Bett und stand mit Bauchschmerzen wieder auf. Und es wurde von Tag zu Tag schlimmer, weil ich aufgrund meiner Angst immer unsicherer beim Fahren wurde. Ein gefundenes Fressen für Feldweibel Hammer.

Auf der Suche nach Halt griff ich auf der Stube nach meiner Bibel. Bei den Psalmen Davids blieb ich hängen. Bislang hatte ich mit seinen ständigen Lamentos in Lutherdeutsch nicht viel anfangen können. Jetzt deckten sich Davids Schreie um Hilfe plötzlich mit den meinen und ich verstand auf einmal, was er damit meinte, auf den Herrn zu *harren*. Ich konnte meine Fahrschulzeit nicht verkürzen oder ihr gar entkommen – sie war schlichtweg befohlen. Ich musste sie durchstehen, den Feldweibel und seine cholerischen Ausfälle ertragen, aber ich musste das nicht alleine tun.

„Harre des Herrn! Sei getrost und unverzagt und harre des Herrn!“, appelliert David eindringlich am Ende von Psalm 27. Verse wie dieser waren der Strohalm, an den ich mich in meiner Verzweiflung klammerte. Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Hoffnung auf Gott zu setzen. Würde ich bei der Fahrprüfung durchfallen, bedeutete dies, dass ich zwei weitere Wochen das Vergnügen mit Feldweibel Hammer haben würde – oder vielmehr er mit mir. Die Prüfung bestand aus zwei Teilen: Nach der eigentlichen Fahrt musste man noch mehrere Aufgaben wie zum Beispiel Einweisen oder Einparken absolvieren; scheiterte man hier, hatte man zwei Wochen später die komplette Prüfung von vorne zu bestreiten.

Als der große Tag kam, lief zunächst alles wie am Schnürchen. Die Fahrt absolvierte ich fehlerfrei und auch die folgenden Aufgaben – bis auf die allerletzte, bei der ich den Lkw rückwärts einparken musste. Zweimal durfte man korrigieren, dann war Sense. Noch heute sehe ich meinen Kameraden

IN DAVID SCHLUG
DAS HERZ EINES
HIRTEN UND DAS
HERZ EINES
KRIEGERES.



in der orangefarbenen Warnweste im Rückspiegel, der mir zunehmend verzweifelt Handzeichen gibt, um mich einzuweisen. Maximal dreißig Zentimeter durfte der Abstand zum Bordstein betragen. Ich musste das erste Mal korrigieren, aber es half nichts, ich war noch meilenweit vom Bordstein entfernt. Der Schweiß rann mir aus allen Poren, als ich zum zweiten Versuch ansetzte. Jetzt nur nicht scheitern! Nicht noch zwei Wochen!

Doch es war nichts zu machen. Gut ein halber Meter trennte mich vom Bordstein. Aus und vorbei! „Da wollen wir mal nicht päpstlicher sein als der Papst“, kommentierte der Prüfer die fünfzig Zentimeter. Ich war erlöst.

